

Der Christ – ein Satiriker?

Ein Versuch, Heinrich Böll und Theodor Haecker ins Gespräch zu bringen

In einem Brief an Annemarie Cech, den der junge Soldat Heinrich Böll (1917–1985) im April 1941 während seiner militärischen Ausbildung schrieb, äußerte der künftige Schriftsteller seine ersten Eindrücke über die Satire, die Ziele und Möglichkeiten dieser Schreibart¹. Auslöser seiner Kommentare war die Poesie Georg Trakls, mit dessen Werk der junge Soldat sich intensiver zu beschäftigen beabsichtigte. Im Brief bezieht sich Böll unter anderem auf Theodor Haecker, einen schon damals angesehenen Essayisten und Schriftsteller katholischer Provenienz², und die Beiläufigkeit, mit der Haecker erwähnt ist, läßt eine selbstverständliche Vertrautheit mit Haeckers Namen bei Böll und seiner Briefpartnerin erkennen. Welche Schriften Haeckers, der schon 1945 gestorben ist, Böll genau gekannt hat, muß hier offen bleiben. Sicher ist: Beide haben sich über das Verhältnis von Satire und Christlichkeit geäußert, zum Problem also der „Spannung zwischen satirischer Akribie und dem christlichen Gebot der Nächstenliebe“³. Ich will beide über das Thema Christlichkeit und Satire in ein Gespräch bringen.

„Die Fackel“ oder die Bibel

Theodor Haecker, 1879 in Eberbach bei Künzelsau geboren, begann seine intellektuelle Laufbahn als Mitarbeiter des Verlegers Ferdinand Schreiber, mit dem er schon als Schulkamerad eng befreundet war. Haecker mußte zwar zwischen 1894 und 1898 aufgrund von schwierigen Familienverhältnissen das Gymnasium verlassen und bei einer Baumwollfirma arbeiten, doch die Zusammenarbeit mit Schreiber hat ihn dazu bewegt, als 25-jähriger das Abitur nachzuholen und an der Universität München Vorlesungen zu besuchen. Starke Einflüsse auf seine geistige Entwicklung gingen Anfang der 20er Jahre von Karl Kraus' Zeitschrift „Die Fackel“ aus. Dessen kämpferische Stimmung diente Haecker als Vorbild bei der Entwicklung einer eigenen satirischen Produktion. Zur selben Zeit fing er an, sich zu Kierkegaards Denken hinzuwenden, dessen religiöse Reden und Tagebücher er übersetzte.

Unter dem Eindruck von Werken und Person John Henry Newmans konvertierte Haecker 1921 zum Katholizismus. Einige Jahre später begann eine sehr pro-

duktive Phase seines Denkens. In den rasch hintereinander erscheinenden Werken zwischen 1930 und 1935 unternahm er den Versuch, die Hauptthemen christlicher Philosophie zu umreißen, zu denen auch die hier als zentrales Thema behandelte Beziehung zwischen satirischer Haltung und christlichem Glauben gezählt wird. Aus dem Jahre 1930 stammt Haeckers „Dialog über die Satire“⁴. Unter dem Nationalsozialismus geriet Haecker in große Schwierigkeiten: Redeverbot, Untersagung selbständiger Buchveröffentlichungen, Hausdurchsuchung wegen Verbindungen zum Kreis der Weißen Rose in München. Er starb einsam am 9. April 1945 in Ustersbach bei Augsburg.

Humor und Satire bei Heinrich Böll

Im Brief an Annemarie Cech fällt dem jungen Böll auf, daß Haecker bei Georg Trakl eine „tragische Humorlosigkeit“ feststellt. Den Briefschreiber stört das Wort „Humor“, und dazu äußert er sich folgendermaßen:

„Ich habe mir gedacht, daß jemand vielleicht um so trauriger und schwermütiger ist, je mehr er vom Paradies an Träumen und Erinnerungen in sich hat; Trakl war ganz beladen mit dieser Trauer und ihr ausgeliefert, mit einer wahren Hingabe an sie versenkt, und ich meine, es wäre fast frivol, in diesem Falle überhaupt an Humor zu denken (vielleicht bin ich selbst zu humorlos, um ein Fehlen von Humor bei Georg Trakl zu empfinden). Zum Humor gehört eine gewisse Derbheit und Gesundheit, eine pferdige Wieherlust, die so ganz von dieser Welt ist, Trakl war eben zu sehr traurig und zu sehr dem Verhängnis des menschlichen Geschlechts nahe, um noch Humor aufzubringen ... Was heißt ‚Humor‘, wenn man an das Kreuz denkt.“⁵

Die Überlegung nimmt verschiedene Elemente vorweg, die in den späteren literarischen und existentiellen Erörterungen Heinrich Bölls berücksichtigt werden. Dem schwermütigen Klang eines „Verhängnisses des menschlichen Geschlechts“ wird eine Ahnung des „Paradieses“ nahegebracht, die in „Träumen und Erinnerungen“ vorhanden ist. Obwohl sich die Vokabeln im Bereich einer romantisier-ten Religiosität einschränken ließen („Welt“ im Gegensatz zu „Paradies“), antizipiert die Auswahl dieser Worte gerade die Gegenüberstellung von Utopie und Wirklichkeit, die später in der programmatischen Entlarvung einer enthumanisierten Gesellschaft und in der Aufforderung zum Aufbau einer neuen „Heimat“ weiterentfaltet wird. Weil der Schriftsteller nach Bölls Auffassung besonders sensibel für die Diskrepanzen zwischen Wirklichkeit und Wunsch ist, soll er sich nach der Aufgabe richten, der „Heimat“ eine neue Form zu verleihen. Darum legt der Brief von 1941 dem Humor bestimmte Einschränkungen auf: Der Humor eignet sich nicht für den Ausdruck der Unterschiede zwischen Wirklichkeit und Paradies, weil er von Elementen, die „von dieser Welt sind“, von Derbheit und Gesundheit, so belastet ist, daß er eher dem Ausdruck oberflächlicher und frivoler Gefühle dient.

Allerdings bezeichnet Böll die Humoristen als Leute, die „eine pferdige Wieherlust“ haben. Indem er selbst mitten in der schärfsten Kritik am Humor eine sorglos-heitere Bezeichnung verwendet, scheint er in sich selbst einen unvermeidlichen Hang zum Komischen zu verraten. Obwohl Böll zu seiner scherzhaften Formulierung keinen Kommentar abgibt, dürfte man sie nach den im Brief gestellten Kriterien beurteilen: Wahrscheinlich handelt es sich dabei um eine *satirische* Äußerung, über deren Wert – wohl nicht zufälligerweise – Böll gleich danach zu reden beginnt:

„Satire, das ist eine andere Sache; ich glaube, sie hat mehr Existenzberechtigung als der Humor; der Humor liegt mir zu sehr zwischen den Dingen ... die Satire ist eben absolut wie die Liebe, und eine Satire schreiben kann nur jemand, dessen Herz voll ist von einer schwermütigen Lyrik und von einer unendlichen Trauer ... Das wäre mein sehnlichster Wunsch, einmal vollendete, eisklare Satiren schreiben zu können.“⁶

Dieses Lob der Satire genügt, den nicht so ernsten Vergleich zwischen Humoristen und wiehernden Pferden zu rechtfertigen: Trotz ihrer Komik, die sich der Wirksamkeit des satirischen Angriffs verdankt, steht die Metapher nämlich im Dienst der Verteidigung der menschlichen Existenz in ihrer Dichte und Kompliziertheit, so daß zwischen dem Tadel des frivolen Humors und dem Gebrauch komischer Mittel im Text kein Widerspruch bestehen muß.

Frivoler Humor versus Humor des Satirikers

Eine weitere, diesmal explizite Unterscheidung zwischen Humor und Satire erscheint 23 Jahre später in Bölls „Frankfurter Vorlesungen“. Hier ist von zwei verschiedenen Humorarten die Rede; die eine wird mit der satirischen Schreibart gleichgesetzt, die andere ihr entgegengesetzt. Auf der einen Seite, so Böll, gäbe es die Humortradition, die auf die „Vernichtung des einzelnen“ ziele, d.h. auf die „Vernichtung des Humanen“, so wie der Begriff im Rahmen der Böllschen Poetik zu erfassen ist⁷. Es sei der Humor „des Hämisschen, der Schadenfreude“; es handle sich nicht um einen Humor, der über das Erhabene lacht, sondern um einen, der „dem Menschen gar keine Erhabenheit zuspricht“⁸. Mit dieser Tradition assoziiert Böll das Werk Wilhelm Buschs – was ihm übrigens die Kritik von Busch-Forschern eingetragen hat⁹. Nach Bölls Meinung ist der Humorbegriff der Deutschen vom „inhumanen“ Busch sehr stark beeinflusst worden, und dies hält er für eine Folge des „nationalen Unglücks“ des deutschen Volkes. Man hätte in Deutschland viele andere Humor-Auffassungen der Tradition wählen können (zum Beispiel die romantische Ironie Schlegels oder Novalis' Humorverständnis), aber leider seien all diese zugunsten derjenigen Wilhelm Buschs zurückgesetzt worden. Dieser Art des *frivolen Humors* (so bezeichnen wir ihn hier) wird der „Humor des Betroffenen, der für die Position des Satirikers charakteristisch

ist“¹⁰, entgegengesetzt: der *Humor des Satirikers*. Diese letztere Humorart erinnert an die Charakterisierung der Satire im Brief an Annemarie Cech: sie setzt „einen gewissen minimalen Optimismus und gleichzeitig Trauer“ voraus¹¹. Wie in der Jugendzeit des Autors zeigen seine reifen Überlegungen die Erwartung, daß Literatur zugleich das Bewußtsein von Wirklichkeit und die Ankündigung einer Utopie zum Ausdruck bringt: Der Humor kommt dabei ihrer einzigartigen „humanen Möglichkeit“ entgegen, nämlich „das von der Gesellschaft für Abfall Erklärte, für abfällig Gehaltene in seiner Erhabenheit zu bestimmen“¹². Die wohlwollende Wiederaufnahme des „von der Gesellschaft abfällig Behandelten“ ist das Endziel der Böllschen Poetik des Humanen, und der Humor des Satirikers erweist sich als wirksames Mittel zum Vollzug dieses Strebens.

Im Gegensatz zu Wilhelm Busch wählt Böll darum den Dichter Jean Paul als Repräsentanten für diese zweite Humorart¹³. In den Frankfurter Vorlesungen wird die Paulsche Definition von Humor zitiert: „Der Humor als das umgekehrt Erhabene vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Torheit, keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt.“¹⁴ In dieser Definition ist zweierlei hervorzuheben: erstens der Entschluß Jean Pauls, das Individuum zu erhalten; zweitens sein Angriff auf die Laster, die den einzelnen zu erniedrigen drohen.

Mit dieser Idee verknüpft Böll eine Passage aus dem Roman des amerikanischen Autors Jerome D. Salinger „Raise high the roof beam, carpenters“¹⁵. Da werden die Worte Christi zitiert, nach denen man niemanden einen Narren nennen dürfe. Der Interpretation im Roman zufolge gründet sich dieses Gebot auf der bloßen Tatsache, daß es Narren überhaupt nicht gäbe: Letzten Endes seien die Menschen alle gleich. Die Gleichsetzung der christlichen Ermahnung mit dem Begriff Jean Pauls ist somit offensichtlich: „Man solle keinen Menschen einen Narren nennen: das ist Jean Paulscher Geist.“¹⁶ Herangezogen wird hier eine Stelle im Matthäusevangelium (5, 21–26), wo Jesus Ratschläge über das Verzeihen erteilt. Der Schrift zufolge komme dem Fehler, daß man seinen Bruder einen „Narren“ nenne, keine menschliche Bestrafung bei, sondern nur das „Feuer der Hölle“. Erst durch die genaue Bedeutung der Vokabel, die der Evangelist ausgesucht hat, kann die Beleidigung erklärt werden: Dem ursprünglichen griechischen Sinn des Wortes „Narr“ („Tor, Wahnsinniger“) fügte der jüdische Gebrauch die viel schwerere Konnotation der religiösen Ungläubigkeit hinzu: „Gottloser“¹⁷.

Sowohl im Brief von 1941 als auch in den „Frankfurter Vorlesungen“ beruht die Verteidigung des Humors des Satirikers auf ethischen Grundlagen, die christlich inspiriert sind. Trotz der angeblichen melancholischen Stimmung dringt im Brief der Gebrauch satirischer Formulierungen durch. Diese Zwiespältigkeit der Gefühle wird mit dem Bild des Christen, der ans Kreuz denkt, zum Ausdruck gebracht. Denn das Kreuz ist zugleich ein Symbol der Freude an der Erlösung

der Menschheit durch Christus, aber auch ein Andenken an die Leiden des Erlösers.

Ein weiteres Beispiel: In den „Frankfurter Vorlesungen“ ist die Satire die geeignete Form, „eine sich immer noch als christlich deklarierende Welt mit dem, was sie als Anspruch stellt, zu konfrontieren“¹⁸. Daß die abendländische Welt sich immer noch „christlich“ nennt, wird von Böll zum Beispiel unter Hinweis auf die Sexualität entlarvt; die wachsende Promiskuität im Westen ist für ihn ein untrügliches Zeichen gesellschaftlicher Heuchelei:

„Ich sehe das Zeichen einer heillosen Verkehrung und Verkehrtheit nicht darin, daß es etwa im Osten Keuschheit gibt und im Westen Promiskuität, sondern in der Tatsache, daß sich diese westliche Welt noch als christlich deklariert. Kalt betrachtet, ... kann einer das auch komisch finden und zum Gegenstand nicht humorvoller, sondern satirischer Überlegungen machen. Das bringt natürlich jeden Autor, der für Religion und Liebe Ausdruck, Stil und Form sucht, in eine verkehrte Situation.“¹⁹

Diese Beziehungen aufs Christentum weisen auf ein wichtiges, wenngleich diskretes Element Böllscher Überlegungen hin. Beim Kölner Autor besteht eine enge Verbindung zwischen Satire und christlicher Gesinnung, die seine Absicht erkennen läßt, anhand der satirischen literarischen Rede zum modernen Christentum, der Kirche und deren Rolle in der zeitgenössischen Welt Stellung zu nehmen. Eine Suche nach (christlich begründeter) Legitimität für die Urteile des Satirikers sind schon im Brief von 1941 vorhanden und währen bis in die späten Jahre. Dadurch wird sein Anschluß an die ältere christliche Erörterung über die Vereinbarkeit von Satire und Ethos sichtbar. Und genau an diesem Punkt werden die Haeckerschen Überlegungen von großer Bedeutung.

Die Entscheidung für die Satire – auf christlicher Grundlage

Für Haecker war die Möglichkeit der Vereinbarkeit von satirischer Rede und einer auf christlichem Glauben begründeten Liebe das Wesentliche in seiner Erörterung von 1930. Denn darum geht es im „Dialog über die Satire“²⁰. Da werden die Haltungen eines „Satirikers“ und dessen „Freundes“ einander entgegengesetzt. Der „Freund“ vertritt dabei die entschiedene Auffassung, daß Satire und christlicher Glaube prinzipiell unvereinbar seien. Gewiß, beim Satiriker könnte sogar Liebe für seine Mitmenschen vorhanden sein, aber ihm würden Heiterkeit und Vertrauen fehlen, die nur der wahre Glaube gewährleisten könne. Die Ungeduld des Satirikers und seine beharrliche Absicht, die Welt zu verändern, würden den Mangel am nötigen „Glauben an den Sieg des Guten“ verraten und im Laufe der Zeit die ihn motivierende Liebe verderben²¹. Obwohl der Freund die Satire als „Gabe“ Gottes anerkennt, da alle menschlichen Fähigkeiten Gaben Gottes seien, bestreitet er, daß ausgerechnet diese Gabe für die guten Taten eines Gläubigen geeignet sei. Das eigentliche Wesen der Satire und ihr bössartiger Ge-

brauch würden letztlich ineinander aufgehen. „Ich gestehe Ihnen, daß ich mir vorläufig nichts Rechtes vorstellen kann unter einem Löwen, der Gras frißt“, sagt der Freund, der auf diese Weise aufklärerisch dem Satiriker deutlich zu machen versucht, daß die sanfte Haltung des Christen und die angriffslustige Haltung des Satirikers letzten Endes unvereinbar sind²².

Diese Haltung des Freundes hat mit den schon angedeuteten Böllschen Ideen kaum etwas gemeinsam. Beim Gegner des Freundes aber lassen sich viele Gemeinsamkeiten zu den Ideen des rheinländischen Schriftstellers erkennen, zur Position des „Satirikers“ also. Welche Haltung mit der von Theodor Haecker identisch ist, dürfte durchaus offen bleiben²³. Für seinen Text über die Satire hat er nicht zufällig die Form des Dialogs gewählt, so daß Haecker gegensätzliche Auffassungen koexistieren läßt. Und die Bemerkungen des „Satirikers“ sind keinesfalls weniger stichhaltig als die des „Freundes“. Im Gegenteil. Schauen wir uns dies genauer an.

Die Vorbehalte des Freundes gegen die Tätigkeit des Satirenschreibers lauten so:

„Der große Satiriker ist ohne Hoffnung ausgeliefert Wirklichkeiten, die nur er sieht, wie andere bösen Träumen, die gleich wilden Tieren seine Seele umlagern. Er ist der Mensch, der *Heimweh* hat, keiner mehr als er. Er ist immer Platoniker, ein Mann der Erinnerung; einmal, vor Ewigkeiten, war er wo anders, wo es schön war, nun kennt er seine *Heimat* nur mehr vom *Heimweh*, er ist ein Liebender der Erinnerung.“²⁴

Beim Satiriker wird gerade seine utopische Beschaffenheit kritisiert: Er sehnt sich nach einem andersartigen Ort, den er als Reminiszenz des Schon-Erlebten anschaut. Im Fall von Heinrich Böll ist die Neigung zur Utopie ein wesentlicher Zug seiner Literatur und seiner poetischen Auffassungen. Bereits im erwähnten Brief vom Jahr 1941 kündigt sich diese Eigenschaft durch die Präsenz des Paradieses im Bewußtsein des Schriftstellers an. Auch die im Zitat kursiv gedruckten Vokabeln „Heimat“ und „Heimweh“ werden in der Böllschen „Poetik des Humanen“ eine wichtige Rolle spielen. Nach Bölls Auffassung sollte der literarische Aufbau der „Heimat“ aus der literarischen Praxis so entstehen, daß die Ressourcen an Humanität, die in der Welt trotz der wachsenden Bürokratisierung menschlicher Beziehung noch vorhanden sind, aktiviert werden können. Ja, in den „Frankfurter Vorlesungen“ fordert Böll die Studenten direkt auf, einen deutschen Staat aufzubauen, nach dem man sogar „Heimweh“²⁵ bekommen könne. Der koinzidierende Gebrauch der Vokabeln „Heimat“ und „Heimweh“ im „Dialog über die Satire“ und in den „Frankfurter Vorlesungen“ trägt zur Bestätigung der Affinität zwischen den Argumenten von Haecker und Böll bei – auch wenn sie aus verschiedenen Perspektiven und mit verschiedenen Zielen angewandt werden. Während der „Freund“ in Theodor Haeckers „Dialog über die Satire“ gegen das Satirenschreiben Einwände erheben will, bemüht sich Böll, seinem literarischen (sprich satirischen) Werk Legitimität zu verleihen.

Doch auch zwischen den Überzeugungen vom Haeckerschen Satiriker und de-

nen Heinrich Bölls gibt es viele Gemeinsamkeiten. Dies wird deutlich, wenn man die anschließende Aussage des Satirikers genau betrachtet. Es geht darin um die Behauptung des Freundes, daß der satirische Schriftsteller über die Liebe, doch nicht über den Glauben verfüge; der Satiriker macht dagegen aufmerksam:

„Sie lassen ihm (dem Satiriker) die Liebe, aber wissen Sie nicht, daß es auch Satire ohne Liebe gibt, die Satire des Gönners und des Feinschmeckers, die Satire des Skeptikers und des arbiter elegantiarum, der nie das glühende Eisen der indignatio auf bloßem Herzen gespürt hat? Es gibt Satire als Kunststück und als Nachtisch. Und es ist eine der satirischsten Tatsachen, daß der Satiriker ohne Liebe bei der Welt mehr Liebe findet als der Satiriker mit Liebe. Haben Sie darüber nachgedacht? Jener redet noch als Satiriker seinen eigenen Opfern nach dem Munde, um den er Honig streicht, jenen süßen Honig: Wir sind alle bloß Menschen, dieser läßt sie die Galle der Wahrheit schlucken, daß wir noch nicht Menschen oder gar keine mehr sind. Dafür aber vielleicht Christen? Oho, als ob man dazu nicht erst Mensch sein müßte!“²⁶

Angesichts der Unterscheidung zwischen Satiren mit und ohne Liebe und zwischen echten Satirikern und Satirikern, die mit den Lastern dieser Welt Nachsicht haben, nimmt die Liebe die Bedeutung einer Widerstandskraft an. Es ist die Liebe, die den echten Satirenschreiber zum Angriff auf seine Gegner und zur Verteidigung seiner Argumente motiviert; und seine Verpflichtung auf die Verteidigung der Menschenwürde bewegt ihn dazu, den Mangel an Humanität vehement zu entlarven. Die Formulierung „wir sind noch nicht Menschen oder gar keine mehr“ greift die Trennung zwischen Christlichkeit und konkretem Erleben menschlicher Tätigkeiten und Situationen direkt an. Der Satiriker in Haekers Dialog ironisiert: „als ob man dazu (daß man Christ ist) nicht erst Mensch sein müßte!“ Daß der Dichter empfindlich gegen die Abwesenheit des Humanen reagiert – dies ist auch nach Böll eine grundlegende Attitüde des Schriftstellers –, zeigt umgekehrt die damit verbundene Hoffnung auf eine humanisierte Welt, die allerdings noch aufgebaut werden muß. Eine geistige Verbindung beider Autoren ist daher kaum zu übersehen. In den schon zitierten Stellen aus dem Brief an Annemarie Cech hängen die „Trauer“ des Schriftstellers und seine Einfühlung ins „Paradies“, d. h. seine utopische Beschaffenheit, eng miteinander zusammen.

Das Scheitern ist des Satirikers Lust oder: Utopie und Glaube

In einer der darauffolgenden Erwiderungen des „Satirikers“ auf den „Freund“ wird die Frage nach der Trauer weiter untersucht:

„Sie lassen dem Satiriker die Liebe und sprechen ihm Glauben und Hoffnung ab. Aber eigentlich wollen Sie etwas ganz anderes sagen; ich kenne das Lied. Es ist die Melancholie des Satirikers, daß er nichts erreicht, gewiß, nichts, nichts, nichts! Nichts im Großen, im Faktischen, Sichtbaren der Welt, in quantitate. Die Quantität ist ja seine Schwermut, und die mit ihr gegebene Mediokrität ... – Der Satiriker erreicht nichts, die ewige Melodie, die er selber zuerst fand und bitter sang, er, der Abendvogel, bevor die Nacht kommt. Aber haben Sie nachgedacht, wie nahe das dem Christlichen kommt?“²⁷

Die Feststellung des Unterschieds zwischen Utopie und Wirklichkeit erreicht keine praktischen Ziele. Und genau dies macht die Tätigkeit des Satirikers zu etwas, das für die Welt so schwer verständlich ist. Sein Tun erweist sich als Versagen, und unter einem praktischen Gesichtspunkt „erreicht er nichts“. Und trotzdem beharrt er auf der Denunziation der Fehler der Welt und gibt ihren Versuchungen nicht nach. Deshalb, weil er sich mit der Logik und Haltung seiner Mitwelt nicht abfindet, setzt der Haeckersche Satiriker die eigene Tätigkeit mit der des Christen gleich: „Ist das Christentum ein ‚Erfolg‘ im Sinne der Welt? Was erreicht unmittelbar und sichtbar der Heilige als Heiliger?“²⁸

Die positive Würdigung des Versagens bildet einen weiteren gemeinsamen Punkt zwischen dem Haeckerschen Satiriker und Heinrich Böll: Auch für Böll wird die Literatur erst dann fähig, eine „Heimat“ aufzubauen, wenn sie die Ressourcen an Humanität in Anspruch nimmt, die nach seiner Auffassung in Menschen vorhanden ist, die innerhalb der herrschenden Gesellschaftsstruktur als „abfällig“ angesehen werden.

Sowohl im Sinne Heinrich Bölls als auch im Sinne des Satirikers in Haeckers „Dialog“ erweist sich also die *Liebe* zugleich als Grundlage solidarischer Haltung und als Quelle des Sich-nicht-Abfindens. Die *Hoffnung* zeigt sich in der Bereitschaft, die Selbstverständlichkeiten der „Welt“ in Frage zu stellen, auch wenn das Versagen das Wahrscheinlichste ist. Um die Trias der Christlichkeit zu vervollständigen, würde nur noch der *Glaube* fehlen. In der Haltung des Satirikers wird er nur diskret angedeutet, seine Präsenz wird dennoch durch den Vergleich mit der Tätigkeit des Heiligen bestätigt. Der Satiriker:

„Ich spreche für die Welt als Schöpfung und ihre Gesetze und ihre Ordnung. Der Heilige, der unmittelbar nichts erreicht, rettet Seelen und stellt in unermesslichen Tiefen und Höhen des Seins ein schwankendes Gleichgewicht wieder her, daß noch höher der Lobpreis der Engel erschallt und vielleicht auf Erden eine Blume süßer duftet, seliger leuchtet, ich überschreite nicht die Grenze, aber eine schwache Analogie will ich retten, die Sie leichtsinnig oder hochmütig – jawohl! – aufgeben oder vernichten wollen. Denn auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas.“²⁹

Die Errungenschaft des Satirikers, die derjenigen des Heiligen ähnlich ist, besteht in der Rekonstruktion eines Gleichgewichts, auch wenn es sich hier um ein schwankendes, immer wieder rekonstruktionsbedürftiges Gleichgewicht handelt. An dieser Stelle gilt es, auf die Reflexionen Ulrich Gaiers über die Satire³⁰ wenigstens kurz hinzuweisen: der Konstanzer Literaturwissenschaftler versteht diese Schreibart als sprachliche Leistung des Bewußtseins, das sich gegen bedrohende, unfassbare äußerliche Realitäten wehrt. Um sich zu bewahren, muß das Bewußtsein die bedrohliche Wirklichkeit dadurch schwächen, daß es sie einer faßbaren Form unterwirft und bei diesem Verfahren eventuelle Leser für seinen Kampf engagiert: Der Haeckersche (bzw. der Böllsche) Satiriker, von Trauer und von Sensibilität für die Diskrepanz zwischen Utopie und Wirklichkeit geprägt, kümmert sich um die Zurückgewinnung seines eigenen seelischen Gleichgewichts. Indem

er sich bestimmte Angriffsobjekte aussucht und auf eine begrenzte Leserschaft wirkt, verleiht er anderen und sich selbst die Möglichkeit, vollständig und selbstbewußt zu bleiben.

Im Rahmen unserer Diskussion würde dies beim christlichen Satiriker einen Wiederaufbau seines Glaubens implizieren, der prinzipiell eine Grundlage seiner Identität ausmacht. Der Glaube des Satirikers wird als solcher erst dann verwirklicht, wenn er seine satirische Tätigkeit ausübt; das ist die Art und Weise, wie er seinen Glauben bekundet, sowohl der Welt als auch sich selbst gegenüber. Der Haeckersche Satiriker läßt das Wesentliche dieser Problematik am Ende noch einmal durchblicken, wenn er seine Tätigkeit – konkret und eigenartig – als Weg zur effektiven Konstruktion des eigenen Glaubens darstellt und sich verwahrt gegen die Geringschätzung seines Glaubens durch seinen Gesprächspartner:

„Was geht das mich an, wie Sie sich im Abstrakten einen Satiriker vorstellen. Nämlich, daß er nicht glauben und hoffen könne, wenn vielleicht einer ist, der sowohl glaubt wie hofft. Ich bin in meinem Elemente. Wollen Sie behaupten, daß ein Soldat – und ein Satiriker ist wie ein Soldat, wie ein Mann, der eine Waffe zu führen hat –, wiewohl er gerade im Kriege ist, nicht glauben und hoffen könne, daß einmal Friede werde, sein Amt und seine Waffe um des Friedens willen sind? Noch mehr, noch mehr! Oh, jetzt weiß ich, worum es geht. Wollen Sie vielleicht behaupten, daß heute ein Satiriker sein müsse wie ein Heide; daß er nicht beten könne; daß er nicht sich führen lassen könne, daß er nicht in jedem Augenblick seiner Unrast Rast finden könne bei dem Ewig-Unveränderlichen?“³¹

Daß sich der Satiriker mit der negativen Anschauung des „Freundes“ über seinen Glauben nicht abfinden kann, merkt man am empörten Ton seiner rhetorischen Fragen und am Vergleich mit dem Soldaten. Seiner Meinung nach wäre es undenkbar, dem Soldaten die Hoffnung auf den künftigen Frieden zu verweigern. Denn sein Glauben und seine Hoffnung würden schon dadurch bestätigt, daß er am Krieg teilnimmt. Das satirische Engagement – kriegerisch in einem gewissen Sinn – wäre für den Satirenschreiber der stärkste Nachweis seiner Überzeugungen. Kurz: Er läßt auf keinen Fall zu, daß sein Glauben in Frage gestellt wird; er läßt nicht zu, daß man ihn einen „Narren“ nennt, d. h. einen „Gottlosen“ im Sinn des biblischen Zitats, das später Heinrich Böll zur Verteidigung des menschlichen Humors in Anspruch nimmt: „Man solle keinen Menschen einen Narren nennen“; das ist Jean Paulscher Geist.“

Indem sowohl Böll als auch Haeckers Satiriker unerbittlich für die Würde des Individuums Stellung beziehen, gilt diese ihre Stellungnahme zugleich der Verteidigung der Unhinterhergebarkeit des Glaubens eines jeden einzelnen. Beide versuchen daher zu vermeiden, daß die Stimme des Satirikers wegen einer ihm unterstellten Ungläubigkeit durch die entsprechende Glaubensgemeinschaft in Mißkredit gebracht wird. Heinrich Böll und Theodor Haecker: Ihr Werk könnte verschiedener nicht sein. Aber an einem existentiellen und spirituellen Tiefpunkt treffen sie sich. Es ist ein Tiefpunkt, der sie erhaben macht über alle kleinkarierte Kritik an einer Glaubensgemeinschaft, die oft nur die Oberfläche satirisch-pole-

mischer Texte sieht und nicht das darin besprochene Leiden, das aus der Liebe kommt³².

ANMERKUNGEN

- ¹ In: G. Hoffmann, Heinrich Böll. Leben u. Werk (München 1991) 90 f.
 - ² Vgl. dazu M. Langer, Theodor Haecker (1879–1945), in: Christliche Philosophie im kath. Denken des 19. u. 20. Jahrhunderts, Bd. 3, hg. v. E. Coreth (Graz 1990) 216–225.
 - ³ E. Timms, Der Satiriker u. der Christ – ein unvereinbarer Gegensatz?, in: Formen u. Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. v. E. J. Worstbrock u. H. Koopmann (Tübingen 1986) 85–90.
 - ⁴ Th. Haecker, Dialog über die Satire (1930), in: ders., Essays (München 1958) 361–380
 - ⁵ Zit. nach Hoffmann (A. 1) 90.
 - ⁶ Ebd.
 - ⁷ Vgl. H. Böll, Werke. Essayistische Schriften u. Reden, Bd. 2 (Köln 1979) 88.
 - ⁸ Ebd. 88 f.
 - ⁹ Vgl. z. B. D. P. Lotze, Bölls Busch: Der Nobelpreisträger u. der Humorist, in: German Studies Review 7 (1984) 89–100.
 - ¹⁰ Böll (A. 7) 89. ¹¹ Ebd. ¹² Ebd.
 - ¹³ Zu Humor u. Satire bei Jean Paul vgl. J. Brummack, Satirische Dichtung: Studien zu Friedrich Schlegel, Tieck, Jean Paul u. Heine (München 1979).
 - ¹⁴ J. Paul, zit. nach Böll (A. 7) 88.
 - ¹⁵ Vgl. J. D. Salinger, Raise High the Roof Beam, Carpenters (Boston 1955).
 - ¹⁶ Böll (A. 7) 88.
 - ¹⁷ Vgl. dazu U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus (Köln 1985).
 - ¹⁸ Böll (A. 7) 90.
 - ¹⁹ Ebd. 86.
 - ²⁰ Haecker (A. 4). ²¹ Ebd. 370. ²² Ebd. 365.
 - ²³ Allzu rasch hat E. Timms (A. 3, 85 f.) die Haltung des „Freundes“ in „Dialog über die Satire“ derjenigen Th. Haeckers gleichgesetzt.
 - ²⁴ Haecker (A. 4) 374 (Hervorhebung v. P. A. S.).
 - ²⁵ Böll (A. 7) 75.
 - ²⁶ Haecker (A. 4) 374 f. ²⁷ Ebd. 375 f. ²⁸ Ebd. 376. ²⁹ Ebd.
 - ³⁰ Vgl. U. Gaier, Satire: Studien zu Neidhart, Wittenwiller, Brant u. zur satirischen Schreibart (Tübingen 1967).
 - ³¹ Haecker (A. 4) 379.
 - ³² Zum theol. Gespräch mit H. Böll ist in jüngster Zeit erschienen: H. Küng u. W. Jens, Anwälte der Humanität. Thomas Mann, Hermann Hesse, Heinrich Böll (München 1989); S. Güstau, Literatur als Theologieersatz. Heinrich Böll (Frankfurt/M. 1990); H. Jürgenbehring, Liebe, Religion u. Institution. Ethische u. religiöse Themen bei Heinrich Böll (Mainz 1994); K.-J. Kuschel, Gegenentwürfe: 24 Lebensläufe für eine andere Theologie (München 1988) 325–376; ders., Vielleicht hält Gott sich einige Dichter... Literarisch-theologische Porträts (Mainz 1991), 307–336; ders., Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott u. Jesus in der Literatur des 20. Jhs. (Düsseldorf 1997) 326–330; V. Garske, Christus als Ärgernis (Mainz 1998).
- Dieser Essay ist während meines Forschungsaufenthaltes 1998/99 an der Universität Tübingen entstanden u. vertieft meine Studien zu H. Böll, die ich als brasilianischer Germanist an der Universidade Federal do Paraná (Curitiba, Brasilien) begonnen habe. Ich danke Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Universität Tübingen) und seinem Mitarbeiter Hans-Peter Bippus für eine Reihe von inhaltlichen und stilistischen Verbesserungen.